

## Kemnader Tafelrunde

---

# **Das Ruhrgebiet erfindet sich neu**

Wirtschafts- und Kulturförderung

Bodo Hombach

---

Hattingen, 24. November 2011

Meine Damen und Herren,

Präsident Roosevelt nahm einen verdienten Veteranen auf eine Flugreise mit. Der sollte bei einer Kundgebung als Vorbild für Mut und Tapferkeit präsentiert werden. Der Mann hatte als Fallschirmjäger 85 gefährliche Absprünge hinter sich. Jeder sollte sehen: Er hat überlebt. Als sich das Flugzeug dem Ziel näherte, merkte der Präsident, dass sein Sitznachbar unruhig wurde. Sein Atem wurde kürzer, der Schweiß brach ihm aus. Angstvoll krampfte er seine Finger um die Sitzlehne. „Ist Ihnen nicht gut?“, fragte Roosevelt. Der Mann rang nach Worten. Dann sagte er: „Sie müssen wissen, es ist meine erste Landung auf diese Weise.“

Diese Story fällt mir verdächtig oft ein, wenn ich es mit der Zukunft des Reviers zu tun bekomme.

Das Ruhrgebiet hat unzählige Absprünge hinter sich. Der gekonnte Sturz aus großer Fallhöhe ist ihm erstaunlich oft gelungen. Bemerkenswert: die Gelassenheit seiner Bewohner. Aber jetzt soll es seinen Weg in die Normalität finden und zu tragfähigen Perspektiven. Da verkrampfen sich schon mal die Finger an der Sitzlehne. Wir sind aber weiter, als viele glauben oder wir uns glauben machen.

In einer Prosaschrift hat Max Frisch eine interessante Beobachtung formuliert: Menschen geben eine gewohnte Haltung erst dann offiziell auf, wenn sie die neue schon inoffiziell verinnerlicht haben. Es ist wie eine Häutung. Die alte Haut trocknet aus und fällt ab. Darunter hat sich längst schon, zunächst unsichtbar, eine neue gebildet.

**Der Gedanke beflügelt:** Das Ruhrgebiet will sich häuten. Es ist nicht schüchtern. Man will nicht nur Kosmetik: hier eine Brache rekultivieren, dort einen Stent in den Verkehrsengpass setzen oder auf der begrünten Halde ein Windrad betreiben. Man will sich neu erfinden. Das ist viel mehr.

Strukturwandel heißt nicht, nur ein Ziel erreichen, sondern einen neuen Weg beschreiten. Die Ausgangslage ist kritisch.

Da wollen wir ehrlich hinschauen: **Wir haben wunde Stellen**, hohe Arbeitslosenzahlen, überschuldete Kommunen, verödete Stadtlandschaften. Ewigkeitskosten. Sie sind Spätfolgen der Goldgräberzeit, Ausläufer einer Vergangenheit, die Vokabeln wie „Nachhaltigkeit“ oder „Bewahrung der Schöpfung“ nicht in ihrem Wortschatz hatte. Sie sind zum Teil Folgen fern- und fehlgesteuerter Politik.

Gute Ideen werden nicht schon deshalb rasch realisiert, weil sie gut sind. Oft genug müssen sie sich erst noch an lokalpatriotischen Betonköpfen wundscheuern. Wir leben in einem urbanen Raum. Aber Urbanität ist noch nicht das besondere Kennzeichen des „Ruhris“.

Rahmenbedingungen verändern sich nicht freiwillig zum Guten. In den kommenden Dekaden wird das Revier schrumpfen. Wie das ganze Land wird es kleiner, älter, bunter. Ein weißer Schwanenritter ist nirgendwo in Sicht. Der „Glück-auf-Steiger“ kommt nicht mehr mit seinem „hellen Licht bei der Nacht“.

Dass ein wichtiges Mitglied unseres Initiativkreises Ruhr, Dr. Klaus Engel, Vorstandsvorsitzender der Evonik Industries AG, das Soli-Tabu ankratzt, finde ich bemerkenswert und erörterungswürdig.

Im Ruhrgebiet müssen sich viele Städte verschulden, um Schulden zu bezahlen. Hier versteht man Engels Anregungen. Ein Soli für ein dramatisch wichtiges Projekt, das allen nutzt, wäre plausibler. Die Euro-Rettung dient allen und auch dem Revier. Faire und gerechte Verhältnisse zwischen den Regionen schaffen wir durch gleiche Einkommens- und Lebenschancen. Im Namen der Solidarität sind Dauersubventionen dem Vergleichenden kaum noch zu erklären.

Auf unserer Ruhrgebiets-Platine gibt es neben exzellent funktionierenden Prozessoren, Transistoren und Kondensatoren auch überdimensionierte Widerstände und kalte Lötstellen. Die anliegende Spannung wird nicht immer richtig genutzt und verteilt. Doch es gibt erstaunliche Glanzlichter und Leuchttürme.

Das Rheinisch-Westfälische Institut für Wirtschaftsforschung hat das gerade dokumentiert: Das Ruhrgebiet zeigt eine erhebliche Bandbreite des wirtschaftlichen Erfolgs. Das Wachstum des BIP je Einwohner liegt in einigen Städten (z. B. Essen, Dortmund, Mülheim und Duisburg) über dem Bundesdurchschnitt. In Bottrop, Herne und anderen Städten liegt es darunter. Es gibt starke **Ungleichzeitigkeiten** der Entwicklung.

Die Kommunen und Kreise befinden sich „noch in verschiedenen Phasen des Strukturwandels“. Beim Hindernisrennen Richtung „Zukunft“ sind die Hürden ungleich verteilt. Der Eifer ist auf allen Bahnen groß, aber die Sprinter laufen nach unterschiedlichen Regeln.

Die Triumphe von damals sind die Problemzonen von heute. Sie decken sich mit den Teilräumen, die durch Stilllegung von Bergwerken und Stahlbetrieben eine besondere Anpassungslast zu tragen haben. Deshalb, so das RWI, „sollten unterschiedliche Schwerpunkte in der Regional- und Strukturpolitik gesetzt werden.“ Zentralisiertes Durchgreifen ist nicht die Lösung. Auch nicht der morgendliche Fahnenappell und das Absingen der Hymne von „Ruhrstadt“. Eine Metropole wächst von allein – sie wird nicht ausgerufen.

Meine zugespitzte These ist: Die Sonntagsrede von der „Ruhrstadt“ ist sicher gut gemeint, aber Kooperationen behindern oft selbst dort, wo Notwendigkeit und Nutzen bei den Beteiligten erkannt sind. Amtsträger, die um ihre Autonomie fürchten, wollen eine Entwicklung, die am Ende ihre Funktion überflüssig macht, nicht befördern. Es ist klüger, statt großer Worte mit Kooperationen zu beginnen, die allseits als hilfreich, qualitätssteigernd und trotzdem sparsam zu begründen sind.

Es müssen in kleinen konkreten Schritten Netzwerke entstehen und gegenseitige Abhängigkeiten, deren Auflösung keiner mehr will. Das historische Beispiel liefert uns die europäische Integration. Zunächst muss man füreinander nützlich sein, lieben kann man sich später.

Wer das Revier neu erfinden will, muss an vielen Stellen positive Regelkreise schaffen, die nach und nach zu einem stabilen System zusammenwachsen. Aufgedrückte bürokratische Zentralisierung ist kein historisch belegtes Erfolgskonzept.

Es macht wenig Sinn, statistische Daten und laufende Projekte auszubreiten. Sie haben Besseres verdient. Wir sollten über ein paar Leit- und Kraftlinien diskutieren, an denen sich kluge Förderpolitik orientieren könnte.

Dabei setze ich auf drei zentrale Felder:

### **1. Innovation - 2. Kooperation - 3. Identifikation**

#### **Zu 1.: Innovation**

Das Ruhrgebiet darf keine Subventionsenklave sein.

Die Neuerfindung entsteht nicht aus transfer-finanzierter Vergangenheit. Sie braucht eine Kombination aus erfolgreicher Tradition und Neuaufbau. Das orientiert an den globalen Leitmotiven der kommenden Dekaden.

Eines davon ist die Energiewende. Sie bedroht nicht unseren Wohlstand. Sie zwingt uns, unser Verständnis vom Wohlstand anders zu definieren. „Vom Ruhrgebiet aus“, schrieb Peter Sloterdijk in unserem Handbuch ‚Phönix flieg!‘, „wäre der Beweis zu führen, dass eine **alternative Energiepolitik** eine ganze Region dynamisieren kann. Das ist plausibel, weil das Energiethema in dieser Region archetypisch verankert ist.“

Noch bevor der Philosoph zur Feder griff, hat der Initiativkreis Ruhr (IR) mit seinem Projekt „InnovationCity“ einen Schritt in diese Richtung getan. Der IR ist nicht Bauherr, Heizungsbauer oder Dämmspezialist. Aber er induzierte eine starke Idee. Setzte ein ganzes Geflecht von Aktivitäten auf der Basis moderner Technologien in Gang. Der Erfahrungszuwachs wird eine internationale Dimension erreichen. Das ist Förderung mit Augenmaß. Das geschieht nicht auf freiem Feld, sondern in einer existierenden Stadt. Sie hat eine harte Realität, aber sie kann ihre Perspektive wechseln. Anstatt mit den Sedimenten der Vergangenheit zu ringen, kann sie auf die fahrenden Züge des 21. Jahrhunderts aufspringen. Innovativ ist dann nicht nur der neue Heizkessel im Keller oder die Dämmschicht unter der Fassade, sondern neues Denken über alte Probleme.

Da klingt ein Zweites an: Nicht der Gigantismus der Vergangenheit ist innovativ. Die Zeit kaltblütiger Saurier ist vorbei. Sie wurden von kleinen und wendigen Warmblütern überlebt. Das Gebot der Stunde heißt nicht „auftürmen und vereinheitlichen“, sondern diversifizieren. Mittelständische Betriebe haben enorme Chancen. Für kluge Erfindungen ist Raum in der kleinsten Hütte. Große Lösungen entstehen aus einer Vielzahl einzelner, aber nicht vereinzelter Initiativen. Hier muss Förderung ansetzen. Sie sprüht nicht mehr das belebende Nass im großen Strahl über die Felder.

Es ist ein Gemeinplatz. Das Ruhrgebiet lebte schon immer von seinen Gegensätzen: zwischen Agrarland und Großstadt, zwischen Maschine und Mensch, zwischen dem Leben über Tage und unter Tage, zwischen einer langsamen Vergangenheit und einer sich überstürzenden Gegenwart. Am Pendler-Saldo der Städte und Kreise ist das noch heute gut ablesbar.

Die alten Themen verschieben sich. Was die einen melancholisch stimmt, weckt bei den anderen Gestaltungslust. Wir wollen die letzteren ansprechen und umgarnen. Das müssen wir mit guten Gründen tun. Die finden wir nicht nur innerhalb von Arbeits- und Bildungsmöglichkeiten, sondern auch bei der Qualität der Infrastruktur und Freizeitangeboten.

Wir stellen uns einen Augenblick vor: Das ganze Universum war nötig, um den einen herausragenden, begabten Wissenschaftler, Künstler oder Erfinder entstehen zu lassen. Da ist kein Preis zu hoch, dass er sein einziges Leben in unserer Region verbringen will. – Wer das fördern will und von Innovationen spricht, muss attraktivere Rahmenbedingungen wollen. Nicht um Zuzüge zu forcieren, sondern um erst einmal die eigenen und hier ausgebildeten Fachkräfte zu halten.

Mein zweites Stichwort: **Kooperation**

In Deutschland war es üblich, dass sich die großen Sektoren von Wirtschaft, Forschung und Kultur von einander abgrenzten. Sie haben sich oft genug am Gartenzaun beföhdet. Wer als Forscher was auf sich hielt, sah in Wirtschaft und Gewerbe Schmuddelkinder. Im Gegenzug war für Wirtschaftsführer, Handwerker und Kontoristen der Forscher eine Art blasser „Grottentroll“, der sich auch mal im Elfenbeinturm mit Formeln und Reagenzgläsern vergnügte.

Viele Künstler hingegen verachteten beide. Einige ließen sich allenfalls dazu herab, der Gattin des Großindustriellen ein Bild zu verkaufen. Abgeschieden davon war die Masse der Bürger und Arbeiter, die zu wenig Freizeit hatte, um über all das nachzudenken.

Erst Soziale Marktwirtschaft, Mitbestimmung und die – mehr oder weniger – verinnerlichte Demokratie senkten in der Nachkriegszeit die Schwellen. Das war nicht immer eine Liebesheirat. Sie muss es auch nicht werden. Eine „eingetragene Partnerschaft“ ist ja auch schon was. Inzwischen haben die modernen Entwicklungen in Technik und Organisation alte ideologische Berührungängste überholt.

Kein Betrieb und keine Universität kann auf vielfältige Vernetzung und Synergien verzichten. Sie wären schnell sehr einsam. Durch die Arbeitsmarkt- und Finanzkrise sehen sich Städte und Regionen genötigt, sich im Standortwettbewerb aggressiv zu positionieren. Dabei spielen heute Flächen und Territorien keine entscheidende Rolle mehr. Wichtig sind funktionale logistische Verflechtungen, Informations- und Geldströme. Es darf keine Blockaden geben, an denen sich helle Köpfe abarbeiten und irgendwann müde abwandern. Im Gegenteil. Unser Lebensraum soll gestalteter Kulturraum sein. Ein kreatives Treibhaus, in dem sich interessante, nützliche und menschenfreundliche Perspektiven entwickeln.

Das Ruhrgebiet muss viel mehr auf Dialog und Partnerschaft setzen. Der Initiativkreis ist dafür ein lebendiges Beispiel. Seine Projekte sind vielfach vernetzt. Sie werden auf allen betroffenen Ebenen entwickelt, durchgerechnet, realisiert und wissenschaftlich begleitet. Nur so können sie sich einwurzeln.

Das Zauberwort heißt „Teilhabe“. Wir wohnen nicht mehr, wir werden bewohnt von Strukturen und Abläufen, die wir kaum durchschauen und auf die wir scheinbar nicht einwirken können. Teilhabe ist die Essenz des Gemeinwesens und die Voraussetzung für ein selbstbewusstes Lebensgefühl. Schwierige und auch schmerzhaft Entscheidungen werden mitgetragen, wenn sie transparent diskutiert, abgewogen und nicht im Hinterzimmer entschieden werden.

Ein weiteres Synonym für Förderung ist also das „Get together“.

Mein drittes Stichwort heißt: **Identifikation**

Gemeinsame Regionalplanung ist ein gutes, aber nur ein mögliches Instrument im Be-steckkasten. Es stiftet noch nicht die neue und umfassende Gemeinsamkeit. Manche Bürgermeister werfen sich bei ihren Sonntagsreden Kuschhände zu, unter dem Tisch treten sie gegen fremde Schienbeine. Wenn es um die Neuerfindung einer Region geht, hebt die Kultur als erste den Finger. Das Neue zu denken und ihm eine erste riskante Gestalt zu geben, ist nicht nur ihre Aufgabe: Es ist ihre Natur.

Ein Schritt war „RUHR.2010“, die Kulturhauptstadt Europas. In vielen Ereignissen ent-stand ein Gemeinschaftsgefühl. Da, wo Gefühle immer entstehen: in den Sinnesorga-nen und in den Tiefenschichten des Bewusstseins.

Die Einladung an den langen Tisch auf dem Ruhrschnellweg mit der Aufforderung: „Setzt euch dazu, packt aus und esst mit euren Nachbarn!“ war ein starkes Signal. Viele andere strahlten aus und wirken nach.

Viele Probleme entstehen bekanntlich im Kopf. Dort müssen sie auch gelöst werden. Peter Sloterdijk sagte: „Zur Welt kommen, ist nicht mit der Geburt erledigt. Es bleibt ei-ne lebenslange Aufgabe.“ Wir werben um Aufmerksamkeit. Wir knüpfen Verbindungen. Wir entwickeln ein soziales Netzwerk und ein Lebensgefühl. Wir vereinfachen Abläufe. Nennen wir es meinetwegen den „Apple-Effekt“. Das ist kein Spleen, kein technischer oder ästhetischer Fimmel. Es ist das Geheimnis eines großen Erfolges.

Es ist eine spannende Zeit. Man kann sie nur in Gegensätzen beschreiben. Es geht um Klassengesellschaft oder Welt-Risiko-Gemeinschaft. Wir erleben Wachstumskrisen, aber auch Wachstumsrekorde, Energiehunger trifft auf Ressourcenknappheit, Profitori-entierung auf Nachhaltigkeit, Bildungsferne auf neue Intelligenz. Die einen leiden, die anderen profitieren. Große Chancen mischen sich mit Ungewissheit und Risiko. Wir werden nichts oder nicht viel Neues bewegen, wenn die innere Zustimmung der Leute fehlt.

Das Ruhrgebiet bot schon immer einen guten Nährboden für Grenzüberschreiter. Zur Zeit haben die viele Chancen. Nahezu alles kommt auf den Prüfstand. Wir leben in ei-ner historischen Stromschnelle. Aber was uns bedrängt, ist weniger die Fülle und das Tempo der Ereignisketten. Es ist die wachsende Unfähigkeit, sie zu deuten. Wir verarbeiten ungeheure Datenmengen, aber wir stehen grübelnd am Rand und wür-den so gern vorhersehen oder wenigstens verstehen.

Aber trösten wir uns mit guten Signalen. Wir gehen durch den Technologiepark der Dortmunder Universität. Wir sehen in der großen Experimentierhalle des Fraunhofer-schen Instituts, wie sich die Logistik als Schlüsseltechnik der Zukunft entwickelt. Wir beobachten das Gebäude der Dortmunder Brauerei, die sich in ein 80.000 Quadratme-ter großes Labor für Unternehmen aus der Kultur- und Kreativwirtschaft verwandelt hat. Wir bewundern die Entwicklung des Duisburger Hafens. Wir erleben wichtige unter-nehmerische Bürgerinitiativen und Gruppen, wie die sich auch in diesen Kreisen zu-sammenfinden.

Die Zeit ist günstig. Lange schon hatten wir nicht mehr einen so großen **Konsens für den Wandel**.

Viele Menschen fühlen sich in den alten Strukturen wie in einem kratzigen und einge-lauften Pullover. Sie wollen keine Völlerei mit theoretischem Überbau. Wir sind auch

nicht der naive Klempner, der zu den Niagara-Fällen reiste. Der sah sich das Naturschauspiel eine Weile an. Dann sagte er: „Das kann ich in Ordnung bringen.“

Eine Region, eine Landschaft, ein Lebensraum ist das Buch ihrer Geschichten, ihrer Träume und Traumata, ihrer Hoffnungen und Ängste. Jede Generation, die hier lebt, arbeitet, streitet und feiert. Sie hinterlässt einen Abdruck. Das Beste davon formuliert eine gültige Antwort oder eine richtige Frage für lange Zeit. Es prägt auch ein inneres Bild von der Zukunft, in der die Bürger und ihre Kinder leben wollen.

In diesem Zusammenhang geht Regionalförderung in Kulturförderung auf.

Pablo Picasso hatte ein Porträt von Gertrude Stein gemalt. Als Freunde in sein Atelier kamen, schüttelten sie den Kopf. „Es sieht ihr nicht ähnlich!“ Picasso hielt dagegen. „Wartet's nur ab, in ein paar Jahren ist es ihr ähnlich.“

Menschen blicken auf einen Horizont, der hinter dem Gewohnten liegt. Sie leben mit einem utopischen Vorgriff. Wir glauben schon an etwas, dessen Wirklichkeit erst entsteht. Wieder Sloterdijk: „Zu allen Zeiten setzen Menschen dem ‚Nicht‘ der ideologischen Grenzzieher das ‚Noch-Nicht‘ ihrer Hoffnung entgegen.“ Wer die Utopie nur an ihrer Wahrscheinlichkeit messen will, hat ihren Wesenskern nicht verstanden. Sie ist eben nicht ein bestimmter Grad von Unwahrscheinlichkeit, sondern das Denk- und Wünschbare.

Wer allerdings den Himmel auf Erden sucht, hat im Erdkundeunterricht geschlafen. Diese Gefahr ist zwischen Ruhr und Emscher relativ gering. Aber wir sind durchaus mit Hoffnung zu infizieren.

Wir wissen: Die Samen der Vergangenheit sind die Früchte der Zukunft.

Wir wissen: Das, was du heute denkst, wirst du morgen sein.

Und Margaret Thatcher (die ich nicht häufig zitiere) sprach mir aus dem Herzen, als sie sagte: „Geduld ist eine gute Eigenschaft, aber nicht wenn es um die Beseitigung von Missständen geht.“

Ein großer Missstand in unserem Revier ist, dass unter Sonntagsreden von Gemeinsamkeiten zu wenig echte Kooperation praktiziert wird.

Wir sollten uns nur von der Geduld nicht hinreißen lassen.